Der Mann mit der Maske

Der Kampf vor dem Diamantensafe / Von Rudolf Schwannecke

Der erste Schuß war fehlgegangen, die Kugel schlug in die Wand, der zweite aber hatte Barnes in den Arm getroffen. Ein brennender Schmerz war die Folge. Auf die stumme Geste des Mannes, der in der Tür stand, den Revolver auf Barnes gerichtet, hob dieser langsam die Hände in die Höhe. Seine eigene Waffe lag unvorsichtigerweise in der Schublade des Schreibtisches, an dem er gesessen und gelesen hatte, so daß er durch die lautlose und blitzschnelle Ueberrumpelung den Revolver nicht mehr rechtzeitig herausreißen konnte.

Zwanzig Jahre hatte Barnes seine Arbeit bei Mynheer van Breek, dem größten Diamantenhändler der Umgebung, verrichtet, ohne daß jemals ein bemerkenswerter Zwischenfall die Gleichmäßigkeit seines Dienstes gestört hätte. Vielleicht hatte ihn gerade dies ein wenig unvorsichtig gemacht. — Es fehlte noch eine Viertelstunde bis zu seiner nächsten Runde. Kein verdächtiges Geräusch hatte der sonst so gewissenhafte Wächter vernommen. Plötzlich wurde die Tür des Büros aufgestoßen. Auf der Schwelle erschien ein Mann, der zwei Schüsse auf ihn abgab. Der Eindringling mußte seinen Weg durch den rückwärtigen Teil des Hauses genommen haben, was auf eine Vertrautheit mit der Oertlichkeit schließen ließ. Das Gesicht des Banditen war durch eine schwarze Larve verdeckt, aus deren Schlitzen nur zwei stahlharte Augen blitzten. Der Maskierte trat ins Zimmer und drängte Barnes, ihn immer mit dem Revolver in Schach haltend, vom Schreibtisch fort gegen die Wand, riß die Schublade des Tisches auf und nahm die darin liegende Waffe an sich.

So gesichert, senkte er den Revolver und betastete am Safe die Zusammensetzung des mechanischen Verschlusses.

Der Bursche weiß mit der Mechanik des Safes genau so Bescheid, wie er zu wissen scheint, daß van Breek gestern bedeutende Werte von Diamanten aufgekauft hat, dachte Barnes, der den Maskierten nicht aus den Augen ließ. Wenn der Kerl mit der Beute, die einen Wert von fast 100 000 Gulden repräsentiert, entkommt, ist van Breek ein ruinierter Mann.

Dies alles jagte Barnes in wenigen Sekunden durch den Kopf. Wenn er sich, waffenlos, wie er war, auf den Schurken stürzen würde, war es mehr als zweifelhaft, ob er, der alternde Mann, den anscheinend jüngeren, bestimmt aber kräftigeren Gegner zwingen würde. Aber war es nicht seine Pflicht, alles aufzubieten und nichts unversucht zu lassen, den Kerl unschädlich zu machen? Van Breek war ihm immer ein wohlwollender Chef gewesen — er würde für seine Frau sorgen, wenn er in treuer Pflichterfüllung auf dem Platz blieb.

In dem Augenblick, da der Maskierte den Safe öffnete, sprang ihn Barnes plötzlich wie ein Raubtier an und schlug ihm die Faust ins Gesicht. Der Getroffene taumelte ein wenig, aber die Maske hielt die volle Wucht des Schlages ab. Beide rangen miteinander. Der Maskierte bekam für eine Sekunde den rechten Arm frei und drückte den Revolver vor dem Leib des Wächters ab.

Vor Schmerz knirschte Barnes mit den Zähnen. Im letzten willenlosen Aufbäumen bekam er den rechten Zeigefinger des Räubers zu fassen, in den er im Todeskampf hineinbiß, dann brach er sterbend zusammen.

„Rund 100 000 Gulden war der Wert der verschwundenen Diamanten — und fast alles ungeschliffen?" fragte der Kriminalkommissar Farr. Van Breek nickte bedrückt.

„Der Verlust ist durch die Versicherung gedeckt. Das ist es ja, was mich so niedergeschlagen macht über Barnes-Opfer, einer meiner zuverlässigsten und treuesten Leute."

„Vielleicht etwas zu treu für Ihren Geschmack, Mynheer van Breek", bemerkte der Kriminalist. „Wie soll ich das verstehen?" Der Diamantenhändler sah den Beamten verständnislos an.

„Barnes hat es euch einen Kampf ankommen lassen. Hätte er sich feig zu die Ecke gedrückt, so wäre der Einbrecher unerkannt entkommen. Aber Barnes hatte Pflichtgefühl und opferte sich. Die Obduktion seiner Leiche wurde auf das sorgfältigste ausgeführt. Sogar sein schadhaftes Gebiß wanderte unter das Mikroskop. Und siehe da — man fand in den Zahnlücken winzige Reste von Menschenfleisch! War es nicht ein starkes Stück, einen Menschen in die Hand zu beißen, noch dazu, wenn ihm diese Hand zwanzig Jahre Brot und Verdienst gegeben hat?

Darf ich Sie zum Bitten, Mynheer van Breek, den Verbund vom Zeigefinger Ihrer rechten Hand abzunehmen? Sie sind wegen Versicherungsschwindels und Totschlags verhaftet!"

Das Schnaderhüpfl

Oberbayern der rechte Mährboden

Oberbayern war der rechte Mährboden für eine fast nur in den Alpen heimische Volksdichtungsart, das Schnaderhüpfl. Hans Grasberger, der uns eine „Naturgeschichte des Schnaderhüpfls" bescherte, hält als Vorläufer dieses Liebes- und Trutzgesangs die Nibelungenstrophe des Minnesängers Kürenberger, worin dieser seine Holde bittet, ihn vor den Leuten nicht anzusehen, damit niemand wisse, wie es um sie beide stehe.

Völligen Schnaderhüpflcharakter trägt ein bekanntes Liedchen von Werner von Tegernsee aus dem 12. Jahrhundert. Kobell kennzeichnet das Schnaderhüpfl in den launigen Versen: „A Schnaderhüpfl / Hat an lustigen Stand / Und macht überall auf / Is a Landmusikant".

Das Interesse an diesem volkstümlichen Liedchen erwachte bei uns schon am Ausgang des 18. Jahrhunderts. 1789 gab der kurfürstliche Hofkriegsrat und Professor Andreas Paupser ein Wörterbuch der bayerischen und oberpfälzischen Mundart heraus und reiht daran einige kernige Schnaderhüpfl und Volkslieder, so u. a. das heute noch bekannte „Gassl-Lied": „Nachtn bin i an Kirta gwen; Gretl, was willst hahn? / A Bandl in an Fürta, a Spitzl in an Kragn? / Gib mir koa Ringl net, i fürcht', i muß di hahnt!"

In seinen „Statistischen Aufschlüssen über Bayern" flicht Josef Hazzi einige Schnaderhüpfl ein. Auch in „Des Knaben Wunderhorn" von Achim v. Arnim und Clemens Brentano fehlt das oberbayerische Schnaderhüpfl nicht: „A schöns, a schöns Häuserl / Und a schöns, a schöns Bett, / Und a schöns, a schöns Bildabert / Sunst heirat' i net."

In seinem Buch über die Mundarten Bayerns überliefert uns der oberpfälzische Mundartenforscher Schmeller wertvolle Beiträge zum bayerischen Schrifttum in Vers und Prosa: volkstümliche Erzählungen und Lieder, darunter mehrere Schnaderhüpfl: „Jas hab i no sechs Kreuzer, / Die gehörn moi und dei, / drah di, Waberl, drah di, / Versuffa müssens sei!"

In der Schnaderhüpfldichtung bleibt Franz von Kobell, der Altmeister der bayerischen Mundartdichtung, ein unerreichter Meister, wie Alois Dreyer in „Bayern links und rechts der Alpenstraße" (Hans Fischer, München 1937) ausführt. Nicht wenige von Kobells Schnaderhüpfln gingen ohne seinen Namen in den Volksliederschatz über, so der bekannte Vierzeiler:

Du flachshaarets Dirndl,
Und di hab' i so gern,
Und i kunnt zwegn dein Flachshaar
Glei an Spinnradl' wern.

Ist der Fasan schädlich? / Von E. Zurek

Ueber die Frage von Landeskultur und Fasan hat Oberstjägermeister Scherping Untersuchungen anstellen lassen, zu deren nachfolgendem Ergebnis er sich hier abschließend äußert:

Der immer weiter um sich greifende feldmäßige Anbau von Getreideobst und Gemüse hat dazu geführt, daß als Einleitung für diesen Anbau der Abschuß der vorhandenen Fasanen gefordert wurde. Selbst wenn nur wenige Fasanen vorhanden waren, wurden geradezu haarsträubende Geschichten von den durch sie in den Kulturen angerichteten Schäden erfunden und dazu benutzt, um dies Wild möglichst auszurotten. Meine Ueberzeugung war stets, daß der landwirtschaftliche Nutzen des Fasans seinen Schaden, wenn von solchem überhaupt gesprochen werden kann, weit überwiegt. Bestärkt in meiner Ansicht wurde ich durch Gespräche mit hervorragenden Landwirten, die als intensive Wirtschafter einen besonders guten Ruf genießen. Sie alle haben übereinstimmend versichert, daß der Nutzen des Fasans bei der Bekämpfung der tierischen Schädlinge gar nicht hoch genug zu veranschlagen ist. Ich habe nun einen Landwirt, der in nächster Nähe der Großstadt Berlin seit vielen Jahren mit bestem Erfolg intensiven Obst- und Gemüsebau feldmäßig betreibt, gebeten, seine Erfahrungen zu veröffentlichen. Seine klaren, absolut eindeutigen Ausführungen bedürfen keiner Erläuterung. Sie führen aber zu dem Schluß, daß die Klagen der Obst- und Gemüsebauer über Wildschäden durch Fasanen unberechtigt sind:

„Die Fasanen machen bei mir so viel Schaden; sie müssen ausgerottet werden!", wird oft von einsichtigen und tüchtigen Bauern oder Landwirten geäußert. Sind ihre Klagen berechtigt? Oder wie steht es nun tatsächlich mit dem Fasan aus?

Statt mit Tabellen und langen Ausführungen berichte ich aus meiner eigenen jahrzehntelangen Praxis. Ich selber bin Landwirt und Jäger. Ich füge hinzu: in erster Linie Landwirt. In meinen Betrieben hier im Havelland werden seit langer Zeit neben den sonst üblichen landwirtschaftlichen Kulturen alljährlich über 3000 Morgen Gemüse und Obst aller Art angebaut, angefangen von Radieschen, über Gurken, Spinat, Kohl aller Art, Bohnen, Erbsen, Erdbeeren, Rhabarber bis zu Himbeeren, Brombeeren, Kirschen und Aepfeln. In diesem großen Garten sind meine besten Freunde die Rebhühner und die — Fasanen. Das ist keine jagdliche Liebhaberei, sondern eine reine Angelegenheit des Nutzens. Die Monokulturen in unseren landwirtschaftlich genutzten „Steppen" haben ein Ueberhandnehmen von Schädlingen aller Art zur Folge. Es sei hier nur an allgemein bekannte Schädlinge, wie Maikäfer, Kohlweißlinge, Kohlfliege, Rüßler, Blattläuse erinnert. Der Schaden, den diese jährlich anrichten, ist gar nicht zu übersehen. Alljährlich werden Unsummen zu ihrer direkten Bekämpfung ausgegeben und oft mit sehr zweifelhaftem Erfolg. Die natürlichen Feinde dieser Schädlinge fehlen, da der größte Teil unserer Kleinvogelwelt von der Kultur umgebracht wurde. Hier ist der Fasan ein Helfer in der Not. Je größer der Bestand an Fasanen auf den Feldern sein kann, um so besser ist es. Der Fasan vertilgt täglich gewaltige Mengen dieser Schädlinge. Ich habe, nachdem ich die Nützlichkeit des Fasans nach dieser Richtung hin unzweifelhaft festgestellt hatte, kein Mittel unversucht gelassen, ihn möglichst stark bei mir heimisch zu machen und zu halten. Alljährlich habe ich eine große Anzahl Fasanen neu hinzugekauft. Geschossen wurden von mir wenige oder gar keine. Dies besorgen die Nachbarn. Trotzdem bin ich heute der Auffassung, daß die aufgewandte Mühe und Arbeit sich gelohnt hat und weiter lohnen wird. Die Fasanen helfen bei der Schädlingsbekämpfung in größtem Ausmaße mit.

Diese Hilfe ist schwer abzuschätzen. Sie ist aber wahrscheinlich größer, als wir selbst glauben. Allein die Tatsache, daß ein im Winter oder im zeitigen Frühjahr vernichtetes Schädlingsmutter-Tier gleichbedeutend ist mit dem Ausfall von Tausenden von Nachkommen, gibt in diesem Zusammenhang doch zu denken.

Und nun zu dem großen Schaden, den der Fasan angeblich anrichtet. Der Fasan nimmt natürlich gern frisch ausgesäte Getreide- und Hanfkörner auf. Diese oben liegenden Sachen kann soll er gern haben. Aber zum Glück scharrt der Fasan nicht. Und die oben liegenden Körner sind ohnehin für die Aussaat verloren. Der gewissenhafte Landwirt weiß aber auch: Ordnungsmäßiger Bestellung gehört jedes Saatkorn in den Boden. — Während der Ernte von Getreide, Hanf und anderen Früchten begnügt sich der Fasan nach meiner langjährigen Erfahrung mit den ausgefallenen Körnern oder Aehren, die am Boden liegen. Diese sind ohnehin meist verloren. Auf die Hocken geht der Fasan sehr selten. Ich habe dies in langen Jahren mit zweimal selbst beobachten können. Von Schaden kann hier wirklich nicht gesprochen werden. Daß er nebenbei große Mengen Unkrautsamen vertilgt, also nützlich wirkt, ist bekannt.

Kleine Schadensstellen können an den Remisen entstehen. Der Fasan wirft hier gern Huderstellen an der Sonnenseite. Diese wenigen Quadratmeter, und noch dazu in der Regel auf minderem, sehr sandigem Boden, gönne ich dem Fasan gern. Dafür ist er am Ende nicht nur schußbar, sondern auch eßbar: Die Fasanen machen keinen Schaden. Kaum abschätzbare Kleinschäden stehen in gar keinem Verhältnis zu dem Nutzen, den sie der Landwirtschaft bringen. Der Landwirt soll und muß helfen, den Fasan bei sich zu halten und zu hegen. Beide haben davon einen größten Vorteil. Der Ackerbauer hat ihn, der Fasan und der Jäger auch!

Kinder verursachen jährlich über 13 Millionen RM Brandschäden! Darum: Mütter, verwahrt die Zündhölzer!

Aus dem Walde kommt Leben

Eine Mahnung an alle Waldbewohner!

Wir brauchen nicht erst lange darüber nachzudenken, um zu erkennen, was der Wald den Menschen bedeutet. Möbel, Fachwerk, Dielen, Schiffe und Wagen, die Wärme der Stuben, die Glut der Herde und der ersten Schmelzöfen — das alles kam aus den Wäldern. Pilze, Beeren, Wild und Vögel —, ganze Generationen nährten sich von dem, was der Wald gab. Und heute greifen wir wieder die Parole auf: Nahrung aus dem Walde! Auch die Nahrung unserer Lungen — wertvolles Ozon — schenkt uns der Wald. Der Wald befruchtete weiterhin die Kunst, die Literatur, Malerei und Musik durch viele Jahrhunderte.

Im letzten Jahrzehnt haben wir gelernt, den Wald auch nach einer anderen Richtung als Rohstoffquelle auszuwerten. Holz als Heiz- und Baumaterial ist uns zu kostbar geworden, seit wir wissen, daß wir bei der mechanischen und chemischen Zersetzung des Holzes Werte finden, mit deren Hilfe wir Werkstoffe herstellen können, die uns auf dem Stoffmarkt, dem Papiermarkt, in der Medizin und anderen Zweigen der Wirtschaft unabhängig machen vom Ausland!

Dieser Wert des Holzes hat sich im Kriege noch gesteigert und legt uns daher erst recht die Verpflichtung auf, den Wald zu schonen. Tabakrauchen, Abkochen und das Anzünden von Lagerfeuern in den Wäldern oder in deren Nähe ist daher unter allen Umständen zu unterlassen.

GOLOWIN

geht durch die Stadt

Roman von HUGO MARIA KRITZ

Copr. Knorr & Hirth, Kommanditgesellsch., München
Nachdruck verboten 21. Fortsetzung

„Nur angeglotzt. Aber vergessen Sie nicht, mich geht diese dumme kleine Stadt nichts an. Ueberdies hat mich Juranitsch heute morgen kommen lassen, um mir amtlich mitzuteilen, daß ich nicht Golowin bin. Er hat Fingerabdrücke von Golowin erhalten."

„Fingerabdrücke?" fragte Madeleine und sah ihn erstaunt an. „Wieso?"

Er lachte. „Die gleiche Frage habe auch ich gestellt. Es ist aber so, daß Golowin vor einigen Jahren in Bukarest in irgendeine Schlägerei verwickelt gewesen sein muß. Die näheren Umstände sind mir nicht bekannt, Jedenfalls hat man damals Fingerabdrücke von ihm genommen."

Madeleines Gesicht verdüsterte sich. Sie senkte die schweren Lider, und ihre dünnen Finger spielten verwirrt mit dem Kaffeelöffel. Cannenburgh staunte im stillen, wie lächerlich jung dieses Mädchen war, wie hinter einer Maske von guter Erziehung und Beherrschtheit ein reines, gläubiges, ahnungsloses Herz klopfte. Er fühlte sich jählings hingerissen zu ihr.

„Seien Sie unbesorgt!" sagte er und legte die Hand auf ihren kühlen Arm, „dies alles ist nicht wesentlich. Wesentlich ist immer nur eins: die innere Klarheit. Wenn Sie Golowin lieben, dann lieben Sie ihn selbstverständlich auch dann, wenn er wegen irgendeiner lächerlichen Sache vorbestraft ist. Dies ist noch kein Prüfstein. Ein Prüfstein wäre es, wenn Golowin Sie tatsächlich hinters Licht geführt und alle die Schandtaten wirklich begangen hätte, die ihm angedichtet werden."

Madeleine fuhr sofort hoch. „Ausgeschlossen!" rief sie leidenschaftlich.

„Ich weiß", sagte Cannenburgh begütigend, „es ist ja nur eine Annahme. Aber haben Sie diesen Gedanken noch niemals erwogen?"

„Nein!" sagte sie ablehnend.

Cannenburgh lächelte. „Verstehen Sie mich recht — ich halte es für wichtig, daß man sich über seine Gefühle klar wird. Ich selbst bin ebenso wie Sie überzeugt, daß Golowin nichts Schlimmes getan hat. Aber wenn er es getan hätte — würden Sie versuchen, ihn zu verstehen, zu entschuldigen, ihm zu verzeihen? Würden Sie ihn auch dann noch lieben?"

Madeleine schüttelte den Kopf. „Es ist unvorstellbar", sagte sie. „Aber wenn ich dennoch versuche, es mir vorzustellen, dann — ich glaube, ich würde ihn verachten, ja, ich würde ihn zutiefst verachten. Ich weiß", fuhr sie schnell fort, als sie sah, wie Cannenburgh sie erstaunt anblickte, „Sie sind enttäuscht. Sie erwarten von mir, nach allem, was Sie hier gesehen und gehört haben, eine große, romantische Liebe, die Berge versetzt. Es gibt wahrscheinlich gar keine andere Erklärung für die vielen Unüberlegtheiten, die ich getan habe. Aber ich selbst, ich sehe natürlich alles anders." Sie hörte auf zu sprechen, lehnte sich zurück und hielt sich mit den Händen an der Kante der Sitzbank fest. So saß sie regungslos und in sich gekehrt, in mädchenhafter Anmut, und wartete, bis Cannenburgh sein Frühstück verzehrt hatte. Er aß hastig und sah sie immerfort an. Er brannte darauf, das Gespräch fortzusetzen, denn er hatte den ehrlichen Wunsch, sie kennenzulernen und ihr weiterzuhelfen. Aber noch erschien sie ihm fremdartig und ziemlich undurchsichtig.

Sie war weder der Typus des modernen, freimütigen, burschikosen Sportmädels, das besonnen, unsentimental und kameradschaftlich ist, noch auch gehörte sie — nach Cannenburghs Einteilung — zu jenen Frauen, die wie Elisabeth waren: weiblich, schmiegsam, schillernd, unbesonnen; schöne und oftmals gefährliche Tigerkatzen.

Madeleine war zwar, wenn er sie genau betrachtete, durchaus eine Frau unserer Lage: hochgewachsen, breitschultrig, mit schmalen Hüften, festen Händen und gelassenen Bewegungen; sie sprach ohne Scheu, ohne Affektation mit einer tiefen, wohltönenden Stimme und schien niemals ihre natürliche Souveränität zu verlieren. So hätte sie in jeder eleganten Sportbar der Welt eine ausgezeichnete Figur abgegeben, ohne sich im wesentlichen von dem uniformen Modeblattypus dieser Zeit zu unterscheiden. Aber es war etwas in ihrem Wesen, das fremd und slawisch war; es lag in den schweren Lidern, in dem verschleierten Glanz ihrer samtschwarzen Augen — eine verborgene Schwermut, eine innere Trägheit, die seltsame slawische Duldsamkeit.

Er dachte, wie jedes andere Mädchen unter den gleichen Umständen sich verhalten würde. Wieviel Geschrei, Hysterie, Tränen und Verzweiflung gäbe es dann wohl! Aber Madeleine schien keine Nerven zu besitzen. Man konnte meinen, wenn man sie hier sitzen sah, wie sie ein wenig mit den Beinen schlenkerte und versonnen vor sich hinblickte, daß alles in bester Ordnung war. Und wie mochte Hetty in dem Haus auf dem Hügel umhertoben und Gott weiß welche finsteren Pläne ausbrüten! Wie raste der böse Klatsch durch die Stadt und zog ihren Namen unbarmherzig durch den Schlamm! Wie mochte Kablinski zu dieser Stunde in Wut, Ohnmacht, Haß oder Verachtung ein unerforschliches Schicksal verdammen und verfluchen! Und hier saß sie still und ergeben, unberührt von den hochgehenden Wogen mit sanften verträumten Augen und einem merkwürdig entschlossenen Mund.

Er durchschaute sie bei weitem nicht! Er begann zu ahnen, daß sie — gänzlich im Widerstreit mit ihrer äußeren Erscheinung, die durchaus von der Vernunft überstrahlt zu sein schien — weder folgerichtig dachte noch handelte. Dies war zwar durchaus weiblich und nicht überraschend. Was ihn überraschte, war nur das Fehlen der Zerrissenheit, der unvermeidlichen Verzweiflung, die Frauen immer dann überfällt, wenn sie gar nicht, falsch oder zu spät gedacht haben. Fast alle Frauen bestreiten es, unlogisch zu sein, besonders dann, wenn sie unlogisch gehandelt haben. Für Madeleine indes schien der Begriff der Logik in jenem banalen Sinne, wie er den Frauen gegenüber angewandt zu werden pflegt, überhaupt nicht zu bestehen.

„Cannenburgh fragte sie: „Sie waren aber im Begriffe, sich mit Kablinski zu verloben, um ihn später zu heiraten. Sie müssen doch darüber nachgedacht haben, ob Sie mit ihm glücklich geworden wären!"

„Nein", erwiderte sie. „Ich habe nie bei einer Sache nachgedacht, ob es mich glücklich oder unglücklich machen werde."

„Waren Sie jemals glücklich?" fragte er.

Sie senkte den Blick und sagte: „Ich glaube, mit Golowin."

Cannenburgh schüttelte langsam den Kopf. „Sie sind schwer zu verstehen. Jeder Mensch hat den Trieb nach Glück in sich. Sie aber haben Golowin ziehen lassen und drei Jahre lang keinen Finger gerührt, um mit ihm wieder in Verbindung zu kommen. War das nur Stolz? Das wäre ja unmenschlich! Vielleicht hat er die ganze Zeit auf einen Wink von Ihnen gewartet! Vielleicht wagte er es nicht, zurückzukehren, weil er Sie nicht wieder in einen Skandal zerren wollte. Das alles wußten Sie doch nicht! Warum haben Sie niemals versucht, Gewißheit zu bekommen?"

Sie zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht", sagte sie langsam, „Ist denn Gewißheit etwas Schönes?"

Cannenburgh hatte das Gefühl, als ob sie aneinander vorbeiredeten. Und je mehr er bestrebt war, sie durch präzise Fragen festzunageln, um so eher entglitt sie ihm.

„Hören Sie", sagte er in einem Ton, wie man etwa einem Laien ein schwieriges mathematisches Problem auseinandersetzt, „wenn Sie jetzt beispielsweise erführen, daß Golowin sich — sagen wir — in Venedig befindet, was würden Sie tun? Würden Sie zu ihm fahren?"

Sie zog die Brauen hoch, dann senkte sie, wie schuldbewußt, die Augen. „Jetzt ja", sagte sie leise.

„Was heißt jetzt? Wollen Sie damit sagen, daß Sie vor einer Woche nicht hingefahren wären?"

Sie nickte. „Ich habe jetzt niemanden", sagte sie.

„Aber Sie haben doch schon seit drei Jahren niemanden! Warum kommen Sie erst jetzt zu dieser Feststellung?"

Sie sah ihn von der Seite an. Ein kleines Lächeln erschien um ihre Lippen.

„Ach", sagte sie, „Sie sind ein Inquisitor! Sie stellen lauter Fragen, die ich nicht beantworten kann. Haben Sie nicht das Gefühl, daß alle diese Worte überflüssig sind?"

„Nein", sagte er hartnäckig, obwohl er sich ein wenig beschämt fühlte, „ich verfolge einen bestimmten Plan."

„Einen Plan?" fragte sie erstaunt. „Doch nicht, was meine Person betrifft?"

„Doch", antwortete er und lächelte. „Ich will mit Ihnen nach Venedig fahren. Zu Golowin."

Madeleine sah ihn verständnislos an. „Ist er denn wirklich —"

Cannenburgh nickte. „Er ist wirklich in Venedig. Juranitsch hat es herausbekommen."

Ueber den Tisch hin blickte Madeleine nachdenklich in den Garten. Eine Amsel hüpfte über den gelben Kies. Die alte Jeliza, das Kinn in den Händen, hockte zusammengekauert auf der Stufe zur Kegelbahn und äugte besorgt und weinerlich zu Madeleine herüber.

„Anscheinend", sagte Cannenburgh, ein wenig enttäuscht über Madeleines langes Schweigen, „sind Sie nicht begeistert von meinem Plan?"

Sie wandte ihm das Gesicht zu und lächelte. „Doch", sagte sie zögernd, „ich möchte ihn gerne wiedersehen."

Cannenburgh fand diese Antwort ziemlich verschwommen.

„Ich glaube", sagte er, „Sie haben etwas anderes vorgehabt."

Fortsetzung folgt